

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

9) Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Wenn faßte ihre Worte als eine Zurechtweisung auf und stellte den Pantoffel verwirrt auf den Boden.

„Ist das der Platz des Pantoffels?“ Sie lachte wieder, hob den Pantoffel auf und zog ihn auf ihren kleinen schwarzbestrumpften Fuß.

Er war eifrig mit dem Schloß beschäftigt und blickte nicht auf.

„Aber So erzählen Sie mir doch, warum Sie Seemann wurden.“ Und sie berührte leicht seinen Arm.

„Ich kann das leider nicht, Frau Kapitän.“ Es kam ihm vor, das Gespräch begänne ziemlich peinlich zu werden.

„Sie meinen, ich bin aufdringlich. Die Seeleute sind freier, als andere. Seeleute, die zusammen fahren, sind Kameraden. Haben Sie das nicht bemerkt?“

„Ja . . . a . . .“ Er war nicht sicher, daß es ihm ganz wahr erschien.

„Finden Sie es nicht traurig, Seemann zu sein?“

„O — ja.“

„So, Sie finden das auch.“

Pause.

Er hatte die größte Lust, freier aufzutreten, zu plaudern, selbst derjenige zu sein, der das Gespräch führte, so, wie er es daheim mit seinen Freundinnen konnte; aber sie war so unberechenbar. Sie kam ihm zuvor, als er gerade anfangen wollte.

„Ja, ich werde vielleicht später in Bergen wohnen, bei meiner Mutter, während mein Mann allein segelt.“

Wenn schwieg, vor Erstaunen. Niemals hatte er eine Dame so offen und geradezu sprechen gehört.

Pause.

„Und Sie wollen Seemann sein, obschon es so traurig ist?“

„Nein,“ sagte er muthig und wandte ihr das Gesicht einen Augenblick zu.

„Wenn der Herr Kapitän so freundlich sein würde, mich abzumustern, wenn die Schute nach Europa zurückkommt, würde ich meine Studien fortsetzen.“

„Darauf können Sie sich verlassen, daß er es thut — wenn ich ihn darum bitte.“

Eine kleine Pause. Dann sagte sie in leisem Tone:

„Die Leute sind wohl schlimm gegen Sie?“

„Ach, jetzt nicht mehr, seitdem ich meine Arbeit so einigermaßen machen kann.“ Klang es sehr verzagt. Er war nicht ganz sicher, daß sie ihm wirklich helfen wollte, abgemustert zu werden. „Aber sehen Sie,“ seine Stimme bebte ein wenig, „ich kann mit ihnen nicht vertraut werden . . . ich . . . verstehe nicht und dann sehne . . . sehne . . . ich mich . . .“ Er verstummte, ärgerlich darüber, daß er seine Bewegung nicht zu unterdrücken vermochte. Er erwartete, sie lachen zu hören; aber statt dessen kam es sehr ernst: „O ja, das ist nicht so angenehm. Sie sind das erste Mal von Hause fort. Aber nun sind wir bald in New-York, und dann kommen die Briefe!“

„Ja, die Briefe!“ entschlüpfte es ihm, als hätte er daran noch niemals gedacht.

Es entstand wieder eine Pause. Der Kanarienvogel hatte eine Weile ihrem Gespräch gelauscht. Nun sang er. Und es kam dem Jungen vor, sie wäre stumm, weil sie dieser Musik lauschte.

„Ich werde mit meinem Mann davon reden, daß Sie in Europa abgemustert werden können.“

„Vielen Dank, Frau Kapitän! Vielen Dank!“

Er arbeitete weiter und fühlte ihren ersten prüfenden Blick. Als er fertig war, suchte er seine Puffsachen zusammen, verneigte sich und sagte: „Adieu.“

Sie streckte ihm die Hand hin: „Adieu!“

„Ich kann Ihnen nicht die Hand geben, Frau Kapitän.“ Er zeigte seine beschmutzte Rechte.

„Na, adieu denn!“ Sie faßte ihn einen Augenblick bei einem Ohr. „Und nun keine Schwermuth mehr. Und, es ist

wahr, Sie dürfen an Bord niemand sagen, daß ich Ihnen Abmusterung versprochen habe.“

„Nein“, sagte er und stürzte mit vor Freude klopfendem Herzen hinaus. Ach, sie war großartig freundlich und so nett und so hübsch und so freundlich.

Er machte sich eifrig und glücklich über seine Arbeit her. Er scherzte, wollte sogar in der fastigen Art der Leute witzig sein und lachte am meisten, wenn Jolum mit einer seiner Aufschneidereien kam. Er stand mit vier bis fünf von der Mannschaft zusammen, da sie Taut seilten.

„Seht den Benn,“ rief Jolum, „der kann auch lachen!“

„Das ist recht,“ meinte Jens Christian. „Du kommst schon noch einmal wieder zu Deiner Mutter nach Hause.“

Die Worte dieses Mannes, der Benn so hart und un-nachsichtlich erschienen war, thaten ihm wohl. Er blickte auf seine Arbeit herab, fast verlegen darüber, daß die Anderen auf seine Lustigkeit aufmerksam geworden waren.

„Im Anfang fürchtete er Dich wohl, Jens Christian?“ meinte Jolum.

„Ja, weiß der Teufel! Man konnte ja nicht wissen, ob es ein Lamm Gottes oder ein durchgebrannter Sklave war, mit dem wir zusammen gekommen waren. Man hörte ja kein Wort von ihm.“

„Hattest Du vor uns Furcht?“ fragte Michel und lachte still.

„O ja, — ein bißchen,“ erwiderte Benn, etwas verlegen, ohne aufzublicken.

„Die Seeleute sind gar nicht so schlimm, als sie ihr Maul gebrauchen,“ sagte Jens Christian in seiner derben Weise. „Du brauchst niemals Furcht zu haben, Junge. Will Dir jemand was zu Leide zu thun, so nimm einen Knüttel und gib ihm eins auf den Schädel, bis er um gut Wetter bittet! Der Teufel soll dreinschlagen. So was habe ich noch nie gethan!“

Und Jens Christian richtete seine Niesengestalt empor, was seine mächtige Stimme noch gewaltiger machte und ihn noch brutaler erscheinen ließ.

Aber Benn empfand seit diesem Tage Zuneigung zu Jens Christian. Es erschien ihm nicht mehr verwunderlich, daß dieser Mann allein seine Mutter versorgte, obgleich er einen Bruder hatte, der in Amerika viel Geld verdiente. —

Benn bekam den letzten Wachdienst auf dem Auslug von halb sieben bis acht. Divind kam zu ihm hinauf und leistete ihm Gesellschaft.

„Ich breune durch, wenn ich in Europa nicht abgemustert werde, aber ich werde natürlich abgemustert,“ sagte Benn. Es kam ihm drollig vor, sich jetzt muthig zu zeigen. Früher hätte er nicht gewagt, Divind seine Pläne bezüglich des Durchbrennens anzuvertrauen.

„O, das ist noch nicht so sicher, Du kannst Dich ruhig auf das Durchbrennen vorbereiten,“ meinte Divind, „denn wenn Du Pfarrer oder Doktor werden kannst, müßtest Du ja ein Esel sein, wenn Du Seemann bleiben wolltest;“ und er blickte Benn fast bewundernd an. „Ich werde Dir helfen, Deine Kleider ans Land zu schaffen. Wir stecken jedesmal, wenn Du Erlaubniß hast, ans Land zu gehen, ein paar Sachen zu uns und verbergen sie bei Jemand. Deinen Koffer mußt Du stets verschlossen halten, so lange die Schute im Hafen liegt, und dann legen wir Steine in den Koffer, damit der Steuermann nichts merkt, wenn er herunter kommt und ihn aufhebt; denn der kann solche Dinge fast riechen, weißt Du!“

Während Divind von allen Einzelheiten des Durchbrennens weiter plauderte, freute Benn sich im stillen darüber, daß er so sicher abgemustert werden würde, daß er nicht durchzubrennen brauchte; denn die Kapitän'sfrau hatte es ja gesagt, und sie . . .

Als er in seiner Koje lag, und alles in der Koje still geworden war, versank er in Gedanken. Es war, als mußte er sich nach diesem schönen Tag sammeln. Er hatte geglaubt, sie wäre launenhaft und hartherzig und dergleichen. Pah! Weil sie in jener Nacht draußen vor Holland so furchtbar gelacht hatte? Sie konnte gut über das Hundehaus gelacht haben, es war gar nicht gesagt, daß sie ihn auch nur bemerkt hatte.

Er schloß die Augen und ließ die Szene in der Kajüte an sich vorüber ziehen. Ein Strom von Dankbarkeit und

Berliebtheit durchrieselte ihn. Daß sie ein wenig anders war, als die Damen daheim, war ganz natürlich. Herr Gott, sie nannte sich ja selbst „einen Seemann“! Wie Mutter sich freuen würde, wenn er schrieb, daß eine gute und hübsche Dame ihm half! —  
(Fortsetzung folgt.)

## Elektrisches Fernsehen.

Die elektrische Uebertragung von Bildern ist schon ziemlich alt, es existirt bereits eine ganze Reihe genial erfommener Apparate, die es gestatten, eine Zeichnung, ein Schriftstück u. dergl. mit möglicher Originaltreue auf beliebige Entfernung hin telegraphisch zu übermitteln. In die Praxis haben diese Apparate jedoch nicht Eingang zu finden vermocht, weil sie weder zuverlässig genug, noch mit der Schnelligkeit arbeiten, die der moderne Verkehr an den Telegraphen-Apparat stellt.

Während es sich bei den genannten Apparaten, wie erwähnt, nur um die Uebertragung von Zeichnungen zc. handelt, soll das elektrische Fernsehen geradezu die telegraphische Uebertragung eines optischen Bildes von einer Person oder einem Gegenstande auf große Entfernung hin ermöglichen. Man will also beispielsweise bei einem telephonischen Gespräch die telephonirende Person nicht bloß hören, man will sie auch direkt vor sich sehen. Bei telephonischer Vermittelung einer Oper oder eines Schauspielers soll man nicht bloß hören, sondern auch sehen können. So alt aber auch schon der Wunsch ist, dieses Problem der Elektrotechnik erfüllt zu sehen, so weit war man doch bisher von der Realisirung entfernt. Bereits Ende der siebziger Jahre sind allerdings Apparate konstruirt worden, die das elektrische Fernsehen ermöglichen sollten, aber die auf dem Papier so schön aussehenden Konstruktionen haben den Versuch der praktischen Verwerthbarkeit doch nirgends ausgehalten. Im besten Falle ist es bei interessanten Laboratoriumsversuchen geblieben.

Kürzlich ging nun die Nachricht durch die Presse, daß es dem Oesterreicher Szecepanik gelungen sei, das alte Problem in befriedigender Weise zur Lösung gebracht zu haben; wenn wir nun auch dieser optimistischen Ansicht nicht sind, so ist das in Anwendung kommende Prinzip interessant genug, um auf dasselbe kurz einzugehen.

Wie alle bisher erfommenen elektrischen Fernseher ist auch das Teletroskop von Szecepanik auf der Eigenart des Selens, eines dem Schwefel verwandten Körpers, basiert. Im Gegensatz zu anderen Körpern hat nämlich das Selen die Eigenschaft, seine elektrische Leitfähigkeit zu ändern, je nachdem es dem Lichte ausgesetzt ist oder nicht. Und zwar wird die Leistungsfähigkeit geringer, je größer die Helligkeit des auf das Selen auffallenden Lichtes ist. Man ist infolge dessen im Stande, Helligkeitsunterschiede leicht in Stromverschiedenheiten umzuwandeln. Hat man beispielsweise Selen in den Stromkreis einer elektrischen Batterie eingeschaltet, der ablenkend auf eine Magnetnadel einwirkt, und läßt man auf das Selen-Licht von verschiedener Helligkeit auffallen, so wird die Stärke des Stromes je nach der Intensität des Lichtes mehr oder weniger geschwächt und die Magnetnadel demzufolge weniger oder mehr aus ihrer ursprünglichen Lage abgelenkt werden. Ebenso vermag man andere Stromwirkungen entsprechend der Lichtstärke zu variiren. Bekanntlich macht ein um ein weiches Stück Eisen herumgeleiteter Strom das Eisen zu einem Magneten, und zwar ist die Stärke des Magnetismus unter anderem von der Stromstärke abhängig. Denkt man sich nun einen elektrischen Stromkreis, in den Selen eingeschaltet ist, auf einen Elektromagneten einwirkend, der den Hebel einer sogenannten Blende, wie sie für photographische Apparate verwandt werden, anzieht, so kann man die Anordnung so treffen, daß bei Schwächung des Stromes die Blende geöffnet, beim Stärkerwerden des Stromes dagegen die Blende mehr oder weniger geschlossen wird. Ist nun hinter der Blende irgend eine beliebige Lichtquelle angeordnet, so wird demgemäß bei schwächerem Strom mehr, bei stärkerem Strom dagegen weniger Licht hervorgebracht. Nun wissen wir aber bereits, daß die Stromstärke infolge Vergrößerung des Leitungswiderstandes des Selens in unserem Stromkreise geschwächt wird, wenn ein helles Licht auf das Selen auffällt. Die Folge an der zweiten Stelle des Stromkreises ist dann das weitere Öffnen der Blende und das Hervorbrechen eines hellen Lichtstrahles; fällt dann in einem zweiten Moment ein weniger helles Licht auf das Selen, so wird die Stromstärke weniger geschwächt, die Blende wird weniger weit geöffnet, und es bricht an der zweiten Stelle demgemäß auch ein weniger heller Lichtstrahl aus der Blende hervor. Wie man sieht, ist man also in der Lage, zunächst die Lichtschwankungen in Stromverschiedenheiten, und dann weiter die Stromverschiedenheiten wieder in Lichtschwankungen umzuwandeln. Diese zweiten Schwankungen in der Lichtstärke entsprechen aber genau den ursprünglichen Lichtschwankungen, die den ganzen Vorgang ausgelöst hatten. Es ist leicht ersichtlich, daß es mit Hilfe dieses Prinzips gelingen muß, ein beliebiges Bild an eine entfernte Stelle zu übertragen, wenn man im Stande ist, ein Bild in eine einfache Aufeinanderfolge von Helligkeitsunterschieden aufzulösen, und andererseits die Aufeinanderfolge von Helligkeitsunterschieden wieder zu einem Bilde zusammenzuführen. Diese Auflösung von Bildern in die Aufeinanderfolge von Helligkeitsunterschieden und ihre Wiederaufeinanderführung zu einem Bilde ist nun anscheinend dem Erfinder des Teletroskopes gelungen.

Das Zerlegen des Bildes geschieht in folgender Weise: Von irgend einem Gegenstande wird mit Hilfe einer Linse in einer photographischen Kamera ein Bild erzeugt, das mittels eines rotirenden Spiegels in Linien zerlegt wird. Ein zweiter Spiegel, der ebenfalls rotirt, zerlegt die Linien nun in einzelne getrennte Punkte. Fällt nunmehr der Lichtschein auf unser in den Stromkreis eingeschaltetes Selen, so wirken auf dieses in der That nur noch einfache Helligkeitsunterschiede in einer dem ursprünglichen Bilde entsprechenden Aufeinanderfolge. In demselben Rhythmus nun, in dem diese Helligkeitsunterschiede auf das Selen einwirken, werden auch, nach dem oben Auseinandergesetzten, an der zweiten Stelle, die von der ersten beliebig weit entfernt sein kann, Schwankungen in der Lichtstärke der Hilfs-Lichtquelle hervorgerufen. Läßt man die Lichtstrahlen dieser zweiten Lichtquelle auf einen rotirenden Spiegel aufpassen, so werden die einzelnen Lichtpunkte zu Linien zusammengesezt; und reflektirt dieser Spiegel auf einen weiteren, ebenfalls rotirenden Spiegel, so werden die einzelnen Linien wieder zu einem Flächenbilde zusammengesezt. Dieses Bild entspricht dem ursprünglichen Bilde genau, wenn die Geschwindigkeit in der Rotation der Spiegel durchwegs die gleiche ist.

Die Schwierigkeit besteht nur noch in der Uebertragung der Farbe, aber auch diese Schwierigkeit scheint von dem Erfinder überwunden zu sein. Ehe das Bild des Originales auf die Spiegel fällt, werden die Lichtstrahlen in ihre farbigen Bestandtheile aufgelöst, was dadurch geschieht, daß man das Licht von dem Objekte durch ein Prisma hindurchgehen läßt. Es wirken dann die einzelnen Punkte, in die das ursprüngliche Licht aufgelöst worden ist, je nach der relativen Wirksamkeit der einzelnen Grundfarben auf die Selenzelle, es richten sich also auch die Stromschwankungen nach der Wirkung der einzelnen Farben. Ebenso wird dann das Licht der zweiten Lichtquelle mittelst eines Prismas in seine Grundfarben zerlegt. In Wirklichkeit hat man dann also an der zweiten Stelle die Aufeinanderfolge von Lichtblitzen verschiedener Helligkeit und verschiedener Farbe; dadurch aber, daß diese Aufeinanderfolge außerordentlich rasch vor sich geht, so rasch, daß das Auge den einzelnen Eindrücken nicht mehr zu folgen vermag, werden in dem Bewußtsein die einzelnen diskreten Lichteindrücke zu einem Bilde vereinigt, das genau dem Bilde des ursprünglichen Gegenstandes entspricht.

Anscheinend ist es also nicht so schwer, auf telegraphischem Wege Bilder von beliebig weit entfernten Gegenständen in die Ferne zu übertragen, so daß man von elektrischem Fernsehen sprechen kann. Die praktischen Schwierigkeiten erscheinen uns aber so groß, daß auch diesmal die Frage des elektrischen Fernsehens noch nicht gelöst zu sein scheint. Diese Schwierigkeit beruht zunächst darin, daß das Selen in Wirklichkeit doch nicht so rasch, wie erforderlich, den Schwankungen der Helligkeit zu folgen vermag, und daß weiter auch die gleich rasche Rotation der erwähnten Spiegel durchaus nicht einfach erreicht zu werden vermag. Also auch diesmal scheint trotz der Genialität des beschriebenen Apparates die Lösung des Problems, mit Hilfe der Elektrizität in die Ferne sehen zu können, noch nicht endgültig gelöst zu sein; aber wenigstens der Weg, den man zur Lösung zu beschreiten hat, scheint gefunden zu sein und das ist für die heutige Zeit, die mechanische Schwierigkeiten noch immer zu überwinden gewohnt hat, schon genug. Auch hier heißt es: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!“ Oder ins Kapitalistische übersetzt: wenn sich ein wirkliches Bedürfnis danach herausstellt, das elektrische Fernsehen zu realisiren, so werden die rein mechanischen Schwierigkeiten keinen Hinderungsgrund mehr bilden, wenn nur erst die prinzipielle Lösung der Frage gefunden worden ist. — lx.

## Maifest-Beitungen.

Das Blatt, welches die deutsche Partei zur Maifeier 1898 herausgegeben hat, ist in seinem literarischen Theil von großer Reichhaltigkeit. In einem einleitenden Aufsatz wird in großen Zügen ein Bild der gewaltigen Entwicklung entworfen, welche die Arbeiterklasse in den letzten 50 Jahren „von der Kunstbewegung zur Massenbewegung“ durchgemacht hat. Mit dem Achtsundentag beschäftigen sich mehrere Beiträge. Ein Gedicht will aufzuwecken, den Maitag mit dieser Lösung festlich zu begehen, zwei kleinere Arbeiten geben Aufschluß über die praktischen Fortschritte der Achtsundebewegung und den Niesenkampf der englischen Maschinenbauer, den größten, der bisher um den achtsündigen Arbeitstag geführt wurde. Frisch geschrieben ist ein kurzer Aufsatz über den 1. Mai 1848 in Berlin, der von den Wahlen, die an diesem Tage zum ersten Male stattfanden, und von einem Streik der Buchdrucker in der ersten Maiwoche jenes Jahres erzählt. Daß wir jetzt im Zeichen der Wahlen stehen, daran erinnert eine Darstellung des allgemeinen Wahlrechts und seiner Bedeutung für die Lage der Arbeiterklasse; die drohenden Äußerungen einiger Junker und Offiziers über die Nothwendigkeit einer Aenderung dieses Wahlrechts, die an einer anderen Stelle des Blattes als zeitgemäße Erinnerung zusammengestellt sind, müssen wohl beachtet werden. Ein hübsches Märchen ist aus dem Russischen übernommen: Wie es zugeht, als der Teufel nach dem tausendmal geäußerten Wunsch der geplagten Fabrikherren endlich einmal die Arbeiter geholt hatte. Der Völker-Maiemorgen wird von Ernst Klar in Anlehnung an das große doppelseitige Bild behandelt. — Mit

diesem Bilde wird man sich allerdings nicht einverstanden erklären können. Auf dem Erdball ringt ein junger, nackter Riese mit einer Sphing, ihre Klauen graben sich in seinen Körper, die Schlangenschwänze umringeln ihn, aber schon läßt die Kraft des Widerstandes bei der Sphing nach, sie sinkt zurück. Hinter dem Erdball steigt die Sonne empor, als strenges schönes Weib verkörpert, mit einer brennenden Fackel in der Hand, die Nebelschwaden weichen zurück. Ein zerbrochenes Geschütz und Goldstücke liegen auf dem Erdball. Der Gedanke der Allegorie ist klar: Der Sozialismus, der den Kapitalismus endlich überwindet. Aber wir glauben nicht, daß diese Art der Symbolisierung, die mit Vorstellungen aus einer fremden Sagenwelt arbeitet, dem Empfinden unserer Genossen entspricht, sie zu begeistern vermag; wir denken dabei gar nicht an die künstlerischen Ungenügsamkeiten des Blattes. Eher wird das Titelbild von Marcus gefallen. Hinten der Maiseftzug, die Göttin der Freiheit wird auf einem Throne mitgeführt. Vorn lehrt ein jugendlicher Arbeiter alles Gerümpel, Privateigentum, Polizeiverbot, Dividenden u. s. w. fort. —

Der wahre Jakob" nimmt in seiner letzten Nummer auf die Maiseier Bezug. Auf einem buntpfarbigen Blatt auf der ersten Seite entbietet ein Mädchen mit einem Maiglöckchenstrauß einen Maiegruß. Das Blatt enthält weiter ein Gedicht „Eberne Maiglöckchen" und eine illustrierte Erzählung „Sein letzter Maientag", außerdem auch eine Reihe von anderen Beiträgen, die nicht mit der Maiseier in direktem Zusammenhange stehen. Der Finanzminister Miquel wird mit einem guten Witz bedacht; da er, wie eine Zeichnung veranschaulicht, an der Kasse vor dem Maiseierplatze sitzen darf, ist die Polizei von einer ausgezeichneten Höflichkeit und salutirt sogar vor dem Festzug.

Das Maiseierblatt der österreichischen Partei zeigt auf dem Titel die Freiheit, die eine mächtige wehende rote Fahne trägt und in der Rechten Maiglöckchen zum Gruß darbielet. Ein großes doppelseitiges Weibblatt ist unserer Forderung: „Die Waffen nieder!" gewidmet. Auf schwarzem Ross, mit der Sense zum Schlag ausholend sprengt über ein Feld von Gebenen Erschlagener der Krieg heran, in einem Mann mit großen Flügeln verkörpert. Hinter ihm lodern die Flammen. Ihm tritt, im Glanze der Sonnenstrahlen, die die finsternen Wolken verschwenken, die Freiheit entgegen — er muß zurück. Unten ziehen die Arbeiter im Festzuge vorüber und jubeln ihrer Göttin zu. Das Blatt wird gefallen. — Josef Köhler hat ein Gedicht „Zum ersten Mai!" beigezeichnet, Wilhelm Ellenbogen behandelt den Einfluß der achtstündigen Arbeitszeit auf die Lebenshaltung der Arbeiter. Anschaulich erzählt Ignaz Daszynski ein Erlebnis aus dem agitatorischen Kleinkriege. Auch die übrigen Beiträge von Schuhmeier, Steiner und Höger zeichnen sich durch Frische des Tones aus.

Auch die Wiener „Neuen Glühlichter" haben ihre laufende Nummer als Mainummer ausgestattet. Auf dem Titelbild hat der junge Held Sozialismus die Fesseln geprenzt und den Stein von der Höhle, die sein Gesangsniß war, fortgewälzt, Soldat, Beamter und Pfaff nehmen schleunigst Reißaus. Das doppelseitige Mittelbild ist aus dem „Simplicissimus" bereits bekannt. Der Dreibund, wie er ist: drei Krieger, ein Deutscher, ein Österreicher und ein Italiener in Massen auf dem Schlachtfeld; unten in einer Predelle fahren Geschütze über die Leichen Verwundeter — und wie er sein wird: ein Arbeiter, ein Schnitter, ein Gelehrter, die sich die Hände reichen; hinten Ernteland und Erntearbeit, rauchende Schote; in der Predelle fährt ein schwerbeladener Erntewagen über den verendenden Drachen der Zwietracht. Dieses Bild giebt auch das Thema für ein Gedicht. — Von Hans Nefel sind vier kleine ansprechende Skizzen da, wie er als Junge, als Lehrbub und als Mann unter Genossen den Maientag verbracht. Ein Maientied begleitet das Titelbild. —

### Kleines Feuilleton.

c.e. Ueber den spanisch-amerikanischen Krieg plaudert einer im „Solothurner Tageblatt": Die Gesandten haben ihre Dienstbüchlein bereits gelöst, sowohl der zu Madrid wie der bei den Amerikanern und den ersten Zug genommen wacker Haus. Also kann der Krieg losgehen all' Stund'; ist vielleicht schon losgegangen dort anen um das Kuba, zu Wasser und zu Land. Es wird viel Pulver kosten und wahrscheinlich auch viel Leut', und dort wo das Wetter anen zieht, großen Kulturschaden anrichten. Auf dem Wasser geht's noch am wohlfeilsten zu, wenigstens das Begraben. Währendem sie einander hauen, werden die Mächte mit ihren Flotten zulangten und dazu ihr berühmtes Konzert aufspielen, wie sie's bei den Türken und Griechen gethan. Wäre der Hünninger Kanal gebaut, könnten wir nun ebenfalls einige bewaffnete Barken ins Meer hinschicken, um unseren Rischhandel zu schützen und höhere Preise zu erzwingen. Aber diese Herren Wasser sind gar zu langsam im Bauen. Dieser Krieg zwischen den frommen Spaniolen und den tugendhaften Nordamerikanern löunt', wenn nicht gut aufgepaßt wird, leicht noch weiter um sich greifen, wer weiß? Es liegt so ein verdächtig Pulvergerüchlein in der Luft. Man lügt nur, wie alle Gestaaten rüsten. Auch wir Schweizer machen uns auf alles gefaßt. Man lese nur, wie sich die Herren Offiziere wegen den Achselstücken, der wichtigste Theil unserer Kriegsbereitschaft, herumstreiten, welche nämlich den Rindsnägden am meisten in die Augen stechen. Jedenfalls werden wir, mögen unsere Weibervölker aufbegehren, wie sie wollen, mit dem Anstreichen des neuen Gartenhages noch zuwarten

— denn wie bald wär' so ein Gartenhag von übersäumigen Soldaten umgerannt und tremolirt? —

Eine botanische Karte von Frankreich herauszugeben beabsichtigt Ch. Flahault, Professor für Botanik an der Universität Montpellier. Eine Probekarte, die das Gebiet von Roussillon (Dep. Zfère) umfaßt, ist, wie der „Globus" berichtet, in den „Annales de Géographie" erschienen und zeigt in Farben und mit Bezeichnung der Anfangsbuchstaben die Verbreitung folgender Pflanzengruppen: Küstengzone (halophile Pflanzen): Stein-Eiche, Kork-Eiche, Roth-Eiche, Kastanie, Rothbuche, Seefichte, Lärche, Pinus sylvestris, Tanne (sapin), Krummholzliefer, Alpenwiesen. Wo zwei typische Elemente in einander übergehen (wie z. B. die Stein-Eiche und die Kork-Eiche), ist dies durch Parallellinien in beiden entsprechenden Farben angedeutet. —

### Literarisches.

— In freien Stunden. Eine Wochenschrift. Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk. Berlin. Buchhandlung Vorwärts. II. Jahrgang. Heft 1—15. Preis pro Heft 10 Pf. — Etwas später als in Franken und Schwaben brachen 1525 die Bauern in Tyrol los. Am Freitag griffen sie Brigen an, verjagten des Bischofs Räte und schlossen mit den Bürgern der Stadt Waffenbrüderschaft. Am Tage vorher hatten sie Michel Gaismayr, eines Knappen Sohn aus Sterzing, der zuletzt das Amt eines bischöflichen Zöllners in Klausen versah, zu ihrem obersten Hauptmann erwählt. Gaismayr war ein geborener Kriegsführer, wie sie in bewegten Zeiten aus dem Volke austauchten, ein guter Redner, ein kluger und vorsichtiger Mann. Ein von seiner Hand herrührender, aufbewahrter Spruch lautet: „Langsam geht man weit". Der Aufstand, an dem sich Deutsche, Wälsche und Ladinier in voller Eintracht beteiligten, verarbeitete sich mit großer Schnelligkeit. In wenigen Wochen waren die Bauern Herren des Landes. Jetzt zeigte sich Gaismayr auch als großes Verwaltungstalent. Als der Aufstand in Franken und Schwaben schon im Blute der Bauern erstict war, waren die Tyroler noch immer im Vordringen. Sie kamen ihren Brüdern in Salzburg zu Hilfe, erhielten Zulauf aus Innerösterreich. Hin und her wogte der Kampf. Endlich erlag auch hier die Sache der Bauern der vor keiner Schandthat zurückschredenden Uebermacht der Herren. Mit dem Rest seiner Getreuen schlug sich Michel Gaismayr über das verschneite Hochgebirge nach Venetien durch. Noch 1530 suchte der Aermüthliche seine geknechteten Brüder abermals zum Kampfe aufzurufen. Alle Vorbereitungen zur Erhebung waren getroffen, da wurde Michel Gaismayr von zwei Spaniern, die sich das auf seinen Kopf gesetzte Blutgeld verdienen wollten, meuchlings erschlagen. — Das der Stoff, der dem historischen Roman „Der Zöllner von Klausen" von Johann von Waldenradt zu grunde liegt. Die Leitung der Wochenschrift „In freien Stunden" hat einen guten Griff gethan, als sie die Arbeit zur Veröffentlichung wählte. Dem Roman sind eine große Anzahl von Illustrationen beigegeben. Es sind Originalarbeiten des in München lebenden Künstlers E. M. Lilien. Mancher wird in einzelnen Bildern die Perspektive vermissen, er wird sich dafür um so mehr an der Charakteristik der einzelnen Gestalten, an der gewissenhaften und sauberen Zeichnung und Arbeit erfreuen. Und dann, was hier geboten wird, ist etwas Neues, wenigstens bei uns, und das wiegt schon etwas. Wir können den vorliegenden Roman und die Wochenschrift „In freien Stunden" überhaupt nur empfehlen. —

### Musik.

— Wie aus Wien gemeldet wird, sind dort in einem Archivschanke der Peterkirche Manuskripte Schubert's und Beethoven's aufgefunden worden, die von allen Musikforschern übereinstimmend bisher als werthvoll bezeichnet wurden. Von Schubert wurden neun Lieder, darunter „Fosidon", „Geheimes", ferner eine Messe, eine vierhändige Phantasie und ein vollständiges Ronde gefunden, von Beethoven ein Chorwerk mit vollständiger Orchester-Partitur. Die Manuskripte sind gut erhalten. —

### Kunst.

Die große diesjährige Kunstausstellung wird am Freitag eröffnet. Am Mittwoch wurde den Mitgliedern der Presse ein Vorbesuch gestattet.

Es hat sich nun einmal der Mißbrauch der Vorbesichtigungen eingebürgert; und bei einer Vorbesichtigung, wie der diesmaligen, ist es fast unmöglich, auch nur ein oberflächliches Gesamtbild darzustellen. Noch wird an der Ausstellung der Skulpturen geschäft; der sogenannte Grensaal ist noch ziemlich lath, und viele Kojen und einzelne Säle stehen ganz leer.

In der äußeren Anordnung hat sich im Ausstellungspalast gegen die Vorjahre nichts wesentlich geändert. Es scheint, daß die Abtheilung für Skulpturen diesmal reicher, und im einzelnen werthvoller sei als im Vorjahre. Wenigstens fallen etliche kraftvolle Werke der Niederländer auf. An Gemälden hat die Ausstellung vorerst nicht die verwirrende Fülle wie sonst.

In allgemeinen hat die gesammte künstlerische nationale Charakter und selbst das in beschränktem Sinne. Denn das aufstrebende Karlsruhe und Dresden sind, soweit sich vorläufig erkennen läßt, nicht als gemeinsame Körperschaften erschienen. Vielleicht wird sich das als Irrthum erweisen, wenn die Ausstellung erst fertig ist. Vielleicht gravitirten diese Städte diesmal nach Wien, wo zum Jubiläum des österreichischen Kaisers eine „Jubiläum-Ausstellung" eröffnet wurde.

Ein Hauptstück, wie im Vorjahre der Liebermann-Saal war, fehlt diesmal; und so wird der Eindruck des überwiegenden Mittelmaßes — trotz der 1500 zurückgewiesenen Gemälde — noch eintöniger.

Ein Gewinn gegen das Vorjahr ist dagegen die Kollektiv-Ausstellung der Münchener. Man kann gegen die geistreich, manchmal gesucht geistreiche Manier Habermann's, gegen die Portraitkunst Samberger's und gegen andere mehr so manches auf dem Herzen haben, im allgemeinen zeigt sich die Münchener Kunst doch ungleich individueller, stärker, als die Berlinische auf der Ausstellung. Die Münchener bringen mehrere Stücke, die schon in ihrer Heimath zu sehen waren; für Berlin ist indessen das Meiste neu, und von der Münchener Sammel-Ausstellung werden die Besucher entschieden noch am ehesten angeregt werden. Franz Venbach ist auch mit einem Frauenbildniß gekommen.

Düsseldorf ist eine konservative Kunststadt geworden. Man bleibt dort bescheiden, ruhig und anspruchslos. Es wird nicht viel von den Düsseldorfern zu sprechen sein.

Berlin nimmt natürlich den Haupttraum für sich in Anspruch und demgemäß kommt es auch am stärksten mit sogenannter Marktwaare. Das wird bei beschränkt nationalen Kunstausstellungen nie anders sein. Denn noch immer ist die diesjährige Ausstellung massenhaft genug, und wo sollten denn Jahr für Jahr die mächtigeren Neuerungen herkommen? Es ist eben der alte Jammer der Massenüberproduktion.

Von Ausländern sind ein paar Spanier und Italiener gekommen. Ein Spanier stellt ein Kolossalgemälde, eine „Profession“ aus. Von Engländern ist ein interessanter Brangwyn da.

Alles in allem, die Kunstphilister werden sich nicht ärgern. An Erregungen, an Reizen ist die Schau arm.

Der Gang zur Märchensymbolik, der in den letzten Jahren in unserer Literatur als Rückschlag gegen den Naturalismus so deutlich wurde, tritt bei unseren Malern nicht entfernt so stark auf. Der Münchener Julius Exter huldigt ihm in einem großen Triptychon, dem verzauberten Wald.

Die Historienmalerei scheint fast völlig ausgestorben. Selbst das Gemälde „Ave Maria der Tiroler nach der Schlacht auf dem Iselberg“ von Egger-Lienz in München ist im Grunde ein umfassendes Genrestück und in seinem Wesen doch idyllisch gehalten. Der Neigung zur wehmüthigen Idylle, zur kampfmüden Stimmung, die auch unser literarisches Leben der jüngsten Periode kennzeichnet, begegnet man dafür auf Schritt und Tritt, im Genre, wie in der fast vertretenen religiösen Malerei. Sie hat, selbst wo sie Beträubniß schildert, gern einen Stich ins Süßliche. Ganz vereinzelt in dem zahlreichen Genre „für die gut-bürgerliche Stube“ taucht ein und das andere Gemälde mit sozialem Hintergrund auf, so ein Bild „In der Bärnhalle“.

Von Gemälden, die der reinen Sensationsgier dienen könnten, scheint die Ausstellung ziemlich frei zu sein. Selbstverständlich fehlt aber der Dieffenbacher nicht mit seiner gemalten Schliersee-Bauertradie; diesmal ist es ein erschossener Schwärzer, den er bringt. Ins Sensationelle greift auch eine Darstellung hinüber, die „Im Fegewahn“ betitelt ist. Vor den Richtern ist ein junges Weib gefoltert worden.

All diese Bemerkungen drängten sich bei einem flüchtigen Besuch in den weiten, noch ungeordneten Sälen des Ausstellungspalastes auf. Sie könnten darum in der Folge noch manche Berichtigung erfahren. So viel ist wohl gewiß, zu weit ausgreifender Kunstbetrachtung wird die diesjährige Schau in Moabit keinen rechten Anlaß geben. Es fehlen Kampf, Leidenschaft und Schwung. Was will dagegen die mittlere Solidität oder selbst Platanterie und geistvolle Auffassung im einzelnen besagen? — ff.

Der am Montag in Düsseldorf verstorbene Maler Benjamin Wautier war neben Ludwig Knaut der bekannteste Vertreter der Genremalerei in Deutschland. Er stammte aus der französischen Schweiz, erhielt aber seine künstlerische Ausbildung hauptsächlich in Düsseldorf. Knaut hat auf seine Entwicklung großen Einfluß genommen; wie dieser holte er seine Stoffe hauptsächlich aus dem Leben der Bauern. Bilder wie die „Tanzstunde“, „Am Krankenbett“ aus der Berliner Nationalgalerie, die „Tanzpause“ und viele andere von ihm sind weithin bekannt. Geschichtlich haben diese einfachen Bilder ihre Bedeutung. Sie lenkten zuerst wieder den Blick auf die Reize des alltäglichen Lebens und bereiteten so die moderne Malerei mit vor, die dann freilich in der getreuen Wirklichkeitschilderung sehr viel energischer vorging. Man hat sich heute von dieser gemüthlichen Art, Geschichtchen, Bißge, Anekdoten in Bildern zu erzählen, abgewandt. Man will nicht mehr eine Fülle von kleinen Jüngen in der Darstellung häufen, aus denen der Beschauer sich das Geschichtchen zusammenfabulieren können. Es ist den modernen Künstlern vielmehr um die reine Kunst zu thun; mit ihren eigentlichen Mitteln, durch Farbe und Zeichnung, wollen sie wirken, nicht durch den Biß der Erfindung. Freilich ist nicht zu verkennen, daß die Genremalerei sich der größeren Beliebtheit im breiten Publikum erfreut. Ebenso wie die Kunst in ihren geschichtlichen Anfängen von der fast ausschließlichen Werthschätzung des Inhalts der Kunstwerke ausging, so ist auch jetzt noch der Inhalt eines Bildes das erste, was einem naiven Betrachter an ihm auffällt. Wautier's Bilder rufen daher immer noch große Freude hervor. Seine Auffassung des Bauernlebens müßte dabei zum ent-

schiedenen Widerspruch reizen. Bei ihm geht es stets harmlos zu, es ist alles eitel Freude; und in diesen Bildern, in denen sein Humor sich ausdrücken kann, wirkt er noch am besten. Wo er aber ernste Stoffe behandelt, tritt der Ernst des Lebens nicht schroff, eher sentimental, thränenfelig hervor. Nach Wautier sind andere gekommen, die im Bauernleben nicht Stoffe zu friedlichen Idyllen, sondern Bilder von schwerer Arbeit und düsterem Ernst fanden. —

### Volkshunde.

Der Wachtelschlag im Volkshumor. Der trauliche Dreischlag der Wachteln, der aus den stillen Weizensfeldern herüberhallt und immer freudige Gefühle in der Menschenbrust weckt, hat die verschiedensten Deutungen gefunden. In der „Röln. Ztg.“ werden einige zusammengestellt. Im Regen ruft die Wachtel: „Werd' ich naß!“ Auf Sandboden: „Hartes Bett! Hartes Bett!“ Kommt der Jäger, vor dem sie sich in Frieden weiß, sagt sie: „Fürcht' mi nit! Fürcht' mi nit!“ Nahen die Schnitter, fleht sie: „Wehe mir, tritt mi nit!“ Vom Stoppelfeld, über das nun der Wind frei weht, klagt ihr wehmüthiges „Ist mir leid! Ist mir leid!“ Beim Nahen des Herbstes klagt sie: „Harte Zeit! Harte Zeit!“ Der charakteristische Wachtelschlag hat auch im Kinderlied seine Nachahmung gefunden, z. B. in dem bekannten „Piedewid, mein Mann ist Schneider“ etc., oder „Käs und Brot schmeckt mer nett, schmeckt mer nett!“ In der Mark heißt es, die Wachtel rufe: „Pack Tabak! Pack Tabak!“ Die Bauern in der Ernte aber sagen, sie rufe: „Bück den Rücken! Bück den Rücken!“ In Frankreich prägt sie zur selben Zeit, da der Segen des Aehrenfeldes den Scheunen im schwerbeladenen, schwankeuden Erntewagen zugeführt wird, dem Bauern den Spruch ein: „Paie tes dettes! Paie tes dettes!“ (Bezähl deine Schulden!) Die deutschen Präceptoren des Mittelalters, die Alles nur mit lateinischen Augen ansahen, erklärten ihren Discipulis auch den fröhlichen Wachtelschlag mit „Dic, cur hic?“ (Sprich, warum hier?) Hier und da heißt die Wachtel deshalb auch der Dickrückenvogel. — Im Egerlande sagt man, um den jähen Glückswechsel zu charakterisiren:

Acht mal acht — hat d' Wachtel g'sagt;  
Neun mal neun — ins Vogelhäusl' 'nein! —

### Humoristisches.

Leiser Wink. Herr: „Zhr Herr Papa ist ein recht freundlicher Mann, mit dem plandere ich sehr gern.“

Fräulein: „Mit meiner Mama läßt sich auch sehr gut sprechen!“ —

Gut gemeint. A.: „Verzeihen Sie, es war mir nicht möglich, der Beerdigung ihrer Frau Schwiegermama beizuwohnen.“

B.: „Bitte, das thut nichts. Vielleicht ein ander Mal!“ —

Aus der Schule. Lehrer: „Weshalb hielten die Athener den Diogenes für einen Sonderling?“

Schüler: „Er gieng immer mit der Laterne ohne das Fahrrad durch die Straßen.“ — („Lust. Bl.“)

### Vermischtes vom Tage.

In der Rominter Gaide sorgt man für die Vermehrung der Sürche. Man tritt dadurch dem Ueberhandnehmen der Kreuzottern entgegen. —

In Halle a. S. war eine Fuge unter einer Thür des städtischen Sitzungssaales undicht. Diesem lästigen Umstand hätte bald abgeholfen werden können. So schnell macht es aber der Bureaokratismus nicht. Vielmehr wurde erst eine Meldung aufgenommen, diese Meldung wanderte instanzmäßig von Hand zu Hand, bedeckte sich mit einer Reihe von Gutachten und gelangte nach vollen fünf Wochen an den Hausmann — er solle namens des Rathes eine Matte vor die Thür legen. —

In Klüden (bei Gardelegen) schlich sich die junge Frau eines Arbeiters mit einem scharfen Beil an das Bett ihres Mannes und schlug dem Gatten den Kopf ein. Am Abend vorher war zwischen den Eheleuten ein Streit gewesen. —

Die Eröffnung der ersten deutschen Handelshochschule Deutschlands in Leipzig hat am Montag stattgefunden. —

In Teplitz (Böhmen) hat sich eine Greisin wenige Tage vor ihrem hundertsten Geburtstag ertränkt. Sie hatte vorher wiederholt geküßert, sie extrage ein so langes Leben nicht, sie wolle nicht hundert Jahre alt werden. —

Die Versteigerung des Nachlasses der Schauspielerin Wolter in Wien hat im ganzen 118 000 fl. ergeben. —

Ueber Péstrinja (bei Ugram) gieng vor einigen Tagen ein stundenlanger Ascheuregen nieder, der aus mikroskopisch kleiner Pflanzenasche bestand. —

Der Redakteur des „Journal de Lanusanne“ Rochat ist bei einer Bootsfahrt auf dem Genfer See ertrunken. —

Ein neuer Skandalprozess steht in Brüssel in Aussicht. Die Polizei hat einen der „seinen“ Zigarrenläden geschlossen, in denen von den Inhabern, meist zweifelhaften Mädchen und Frauen, unsaubere Geschäfte verhandelt werden. Die Untersuchung hat bereits arge Enthüllungen gebracht. —

Bei einem Einbruch wurden einem Brüsseler Bildhändler 300 000 Franks in Aktien gestohlen. —